

Einfache Fahrt

Anne Sell

Roman

*Για την Ελένη
για πάντα*

© Querverlag GmbH, Berlin 2001

Erste Auflage, September 2001

Lektorat: Regina Nössler

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Photokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und graphische Realisierung von Sergio Vitale unter

Verwendung eines Photos von Olga Kaloussi

Gesamtherstellung: Druckhaus Köthen

ISBN 3-89656-067-0

Printed in Germany

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH, Akazienstraße 25, D-10823 Berlin

<http://www.querverlag.de>

1. ELENI

Heute ist Karfreitag. Über Athen liegt dumpfes Glockenläuten wie ein in Töne verwandelter Stratokumulus. Doong. Dooonng. Dooooonng. Eleni steht auf dem Balkon ihrer neuen Wohnung und wässert die große Dattelpalme, während sie in Wahrheit auf die *Odos Varnis* hinuntersieht und versucht, Aphrodite zwischen den dichten Olivenbäumen auszumachen. Aber sie kommt nicht.

Athen stirbt aus zu Ostern. Der Massenexodus in die Dörfer des Peloponnes und auf die Inseln hat sämtliche Stadtteile leer gefegt. Kein Kindergeschrei, kein Gerenne um einen Basketball, nicht ein einziges Moped knattert vorbei. Eleni dreht das Wasser ab, späht noch einmal auf die Straße, dann schließt sie energisch die Balkontür. Drinnen nimmt sie die oberste CD vom Stapel und holt den Werkzeugkasten. Als die schwere Stimme von Nina Simone die kleinen Räume füllt, fängt sie an zu hämmern. Kurz darauf hängt das erste Bild in der Diele. Zarte, blaue Pinselstriche, die eine liegende Frau, eine Flußwindung oder etwas ganz anders bedeuten können.

Um drei fährt sie die Großmutter in dem kleinen, silbergrauen Firmenwagen zur Kirche an der *Agia Foteinis*.

„Hast du schon was gegessen, *pethaki mou*, mein Kindchen?“

„Nein, *yiyia*, ich hab Bilder aufgehängt.“

Die *yiyia* wird stocksteif. „*Panagia mou*! Am *Megali Paraskevi*, dem Großen Freitag, darfst du keine spitzen Gegenstände benutzen, das bringt Unglück! Herrje, man nimmt kein Werkzeug in die Hand an einem Tag, an dem sie Jesus mit Nägeln ans Kreuz geschlagen haben!“

Wie die meisten alten Leute verabschiedet sie sich während der *Megali Evdomada*, der Großen Woche, aus der Realität. Plötzlich hat einfach alles symbolische Bedeutung. Als die *yiyia* jünger war, hat sie am Karfreitag nur Essig getrunken, weil sie es dem gekreuzigten Jesus auf einem Schwamm gereicht hatten.

Je länger Eleni ihrer Großmutter zuhört, desto sicherer ist sie: Aphrodite wollte ihr gar nicht in der Wohnung helfen, dazu ist sie viel zu abergläubisch. Wahrscheinlich wagt sie sich heute auch nur in die Kirche. Oder ihre Mutter, die sie umklammert wie ein Oktopus, hat sie nicht gehen lassen. Eleni fühlt sich in diesen Ostertagen selbst wie in den Fängen einer Krake. Sie hätte nach London fliegen und Frances besuchen sollen. Aber auch Eleni hat Pflichten. Die Eisenklammer der Traditionen hat sie alle fest im Griff.

An der Agia Foteinis dröhnen die Glocken wie beim Feuersalarm. Drinnen klingen sie wie mit dicken Kissen umwickelt. Und merkwürdig, sie fühlt sich besser hier, wird wieder zehn Jahre alt, unter der himmelblauen, mit goldenen Sternen bemalten Kuppel. Sie fischt ein paar Drachmen aus der engen Jeans, zündet einige der langen, gelben Kerzen an und steckt sie zwischen all die schon brennenden in die mit Sand gefüllte Schale eines hohen runden Halters. Dabei denkt sie, so fest sie kann, an ihre Mutter.

Ihre Großmutter ist schon vor dem blumengeschmückten Epitaph und bewundert es mit schiefgeneigtem Kopf. Als Kind hat Eleni das an Ostern zur Schau gestellte Christusbild für ein Einpersonenbett auf hohen Beinen mit einem Baldachin gegen die Sonne gehalten. Der Gekreuzigte liegt tief verschüttet unter seiner duftenden Decke aus Levkojen, Mimosen und zuckerweißen Zitrusblüten und sieht ernst von unten durch die Glasscheibe. Ab und zu fährt eine der kleinen, schwarzgekleideten Frauen aus dem Heer der Helferinnen mit einem essiggetränkten Lappen darüber, um die Abdrücke der Münder wegzuwischen.

Ein energisches Tippen auf ihre Schulter läßt sie herumfahren.

„*Pethaki mou*, mein Kindchen. Verschränke nie die Hände auf dem Rücken! Nachher findest du sie nicht, wenn du beten willst!“

Die alte Frau, die es gesagt hat, hält Dutzende spaghettidünner, gelber Kerzen in der Faust und verschwindet im Gedränge. Eleni ist sofort ernüchtert. Schlagartig wird sie zur erwachsenen Eleni X. Maniati, 28, Ökonomin, Diplome von Universitäten in Athen und

London, seit kurzem Analytistin bei Alfa-Omega, größte, oder besser gesagt, einzige Athener Investmentfirma.

Ein freigewordener Stuhl im Seitenschiff bietet sich an wie eine Klippe im Ozean.

Als sie letzte Woche all die Kisten in die neue Wohnung gebracht hatten, nahm das alte Ehepaar aus der Nachbarwohnung auf den Treppenstufen Platz, als erwartete es eine Kinovorführung. Mit unverhohlener Neugier sahen sie, wie Eleni und ihre Freunde alles in die Wohnung schleppten. Schließlich ging die Alte, in eine schwarze Kittelschürze gewickelt, mit Beinen dick wie dorische Säulen, ächzend in ihre düstere Wohnung, aus der es nach Essen roch, und kam schwankend wie ein Schiff mit einem Tablett voller Kaffeetasen herüber. Aphrodite begann sofort, sich mit ihr zu unterhalten, und als Eleni später nachsehen wollte, wo sie blieb, diskutierten sie über die gestiegenen Tomatenpreise.

Über ihr flammen Kristallüster auf. Das Licht ist so hell, als wäre jeder gläserne Tropfen durch die putzwütigen Finger der kleinen, schwarzgekleideten Frauen geglitten. Der Pope schlurft vorbei und streift sie mit seinem schwarz-fleckigen Rabenflügel. Er braucht nur einem großen Leuchter um den Altar zuzunicken und sofort eilen mit Tüchern bewaffnete Frauen herbei und gehen in die Knie, um das Silber noch einmal gründlich zu bearbeiten.

Als sie Aphrodite, die lange in Deutschland gelebt hat, bei Odysseus kennenlernte, erschien sie ihr wie ein Rettungsanker. Endlich eine griechische Frau, die sie verstand. Die auch lange fortgewesen war, ähnliche Bücher gelesen, ausländische Filme gesehen und eine andere Art zu denken kennengelernt hatte. Voller Ideen war Aphrodite nach Athen zurückgekommen. Einmal war sie sogar ins Rathaus von Moschato gegangen, um dem Bürgermeister das deutsche Papier-Recyclingsystem zu erklären.

Aber sie veränderte sich. In weniger als einem Jahr hatte sie sich wie ein Molekül zurückgebildet, um wieder in die Kette zu passen.

Am schlimmsten ist ihre Nervosität, wenn es draußen dunkel wird. „Ich muß gehen, sie warten auf mich“, sagt sie dann, und

Eleni muß zusehen, wie sie unter den Olivenbäumen der *Odos Varnis* verschwindet. Ja, ihre Familie. Sie wird immer auf Aphrodite warten. Deshalb will sie auch nicht mit in ihre neue Wohnung einziehen. Sie wagt es einfach nicht.

Als Eleni aufsteht, hört sie sich seufzen wie eine alte Frau.

Die messingfarbene Haarwolke der *yiyia* schwebt genau in der Mitte eines vergoldeten Triptychon.

Zusammen gehen sie zurück in die gleißende Athener Sonne. Auf der Treppe, die zur Straße zurückführt, bleibt die *yiyia* plötzlich stehen und starrt auf die dunstige Stelle, wo sonst die weißen Marmoradern des *Penteli* wie frischgefallener Schnee in der Sonne glänzen.

„Sieh nur, *pethi mou*! Am Karfreitag ist der Himmel schwarz. Heute ist ein schwarzer Tag, heute ist jeder traurig, und selbst die Berge tragen Trauer.“

„*Yiyia*“, sagt Eleni matt, „es ist wieder mal viel zu heiß für den April! Das ist doch nichts weiter als *nefos*, Smog!“

„Kindchen, ich hab nur die Liedzeile aufgesagt, die wir früher beim Epitaphschmücken gesungen haben“, behauptet die *yiyia* lächelnd und geht ächzend die Stufen hinunter.

„Aphrodite hat dich gar nicht angesehen. Habt ihr Krach?“ will ihre beste Freundin Athene wissen, als sie samstags nach der Ostermesse in Athenes Wohnung nahe der Syngrou Avenue gehen.

„Ach Athene, sie war doch mit ihren ganzen Familie da, dann ist sie immer so!“

Aphrodite sah aus wie eine Klosterschülerin in ihrem schwarzen Kleid mit der dünnen Goldkette, an der ihr großes Taufkreuz hing.

Während der Messe war Eleni schwindlig vom Weihrauch geworden, der sich mit dem Farbgeruch mischte, den sie den ganzen Tag eingeatmet hatte. Ein paar Mal hatte sie die Menge gegen eine der dicken, braunrosa Marmorsäulen gedrückt. Unangenehme Hitze war um sie herum. Rauchfäßchen schwangen wie gelbglühende Kugelblitze auf sie zu. Der Pope hatte sich vom schmutzigen Feldherrn in einen prächtigen Fürsten verwandelt und hob in seinem gold-

durchwirkten, lilaglänzenden Gewand immer wieder ekstatisch die Arme zum blauen, sternübersäten Firmament der Kirche Agia Fotienis, dem heiligen Licht. Sie bekam einen solchen Hustenanfall, daß Athenes rundes, weißes Gesicht an den Rändern zu flackern schien.

Als drinnen die Osterbotschaft verkündet war, warfen freche kleine Jungen in dunklen Anzügen wie immer Kracher zwischen die Leute, die mit der Vermehrung des heiligen Lichts beschäftigt waren. Alle zündeten eilig ihre Kerze an der des Nachbarn an, paßten auf synthetische Kleidung auf und rannten, die Hand schützend um die Flammen gelegt, zu ihren Wagen, um zur *majiritsa*, der traditionellen Ostersuppe, zu kommen.

Es ist Mitternacht, aber die Straßen sind taghell. Die alten Leute haben ihre Balkonbeleuchtungen eingeschaltet, um einen Beitrag zur allgemeinen Lichtwerdung zu leisten. Athene in ihrem hellen Kleid, die dicke Kerze vor sich her balancierend, sieht aus wie eine olympische Fackelträgerin.

„Ist dir schlecht, *Elenaki mou*?“

Ihre Freundin arbeitet als Anästhesistin in einem der städtischen Krankenhäuser. Eleni inhaliert tief, um genau Auskunft geben zu können. Schwerer süßer Duft der Orangenbäume, die aus viereckigen Öffnungen in der Mitte der Gehwege wachsen, dringt ihr in die Nase.

„Ja, vom *livanos*, dem Weihrauch.“

Nein. Es liegt nicht am *livanos*. Es ist vielmehr das schreckliche Gefühl, in einen Sarg gesperrt zu sein, in dem sie nach Luftlöchern sucht. Es macht sie rebellisch wie Laskarina Bouboulina, die Freiheitskämpferin aus Spetsä, die sich auch nie mit festgefahrenen Situationen abfinden konnte.

Athene und ihre große Wohnung an der lauten Syngrou sind ihre Zuflucht in diesen Ostertagen. In London, wo Eleni den Master of Business Administration erworben und Athene Medizin studiert hat, war es genau umgekehrt. Die arme Athene hatte Heimweh, richtige Schmerzen, die sie betäubte, indem sie ihr griechisches Leben weiterlebte, als sei es das einzig lebenswerte. Sie hat in Rekord-

zeit studiert und ihre Wohnung nur verlassen, um Anatomiekurse zu besuchen und auf dem Heimweg *Ta Nea* oder *Kathimerini* vom Vortag zu kaufen. Die langen, regnerischen Wochenenden verbrachte sie meistens bei ihr und Frances. Ja, in London war Athene über sich selbst hinausgewachsen. Sie sagte kein böses Wort mehr über das Zusammenleben von zwei Frauen. Aber inzwischen hat Eleni das Gefühl, das auch sie sich wieder zurückbildet. Noch ist sie vorsichtig.

„Ach *Elenaki*, was denkst du nur? Aphrodite ist nicht Frances und Athen ist nicht London“, sagt sie, wenn sie abends, nachdem Aphrodite in ihrer elterlichen Wohnung verschwunden ist, wieder einmal deprimiert auf ihrem Balkon landet.

Athen. Von hier oben ist es eine schwach weiß leuchtende, ins Unendliche verschachtelte Masse. Über dem Piräus steigen rote Leuchtkugeln auf, die geräuschlos in glitzernde, rosa Fontänen zerspritzen. Gegenüber stempelt eine stahlblaue Leuchtreklame FIAT an den Himmel.

Sie lehnen am Balkongeländer, sehen noch eine Weile dem verlöschenden Feuerwerk zu und machen Pläne für den Ostermontag.

Im Gewirr der Häuser kann man sogar die Akropolis erkennen, die nur ein paar Kilometer Luftlinie entfernt auf gleicher Höhe mit dem sechsten Stock liegt. Die Säulenreihen des Parthenon sind nachts angestrahlt. Heute kommen sie ihr vor wie leuchtende Gitterstäbe.

Die Wohnung ihrer Eltern im benachbarten Stadtteil Kallithea ist gewöhnlich eine dunkle Höhle mit schweren, braunen Samtvorhängen und antiken Möbeln, die unter Schonbezügen versteckt sind. Jetzt ist sie so grell erleuchtet wie die Kirche. Auch Kalliroi, die albanische Putzfrau, hat tagelang alle Kristallüster bearbeitet.

Sie begrüßt die *yiyia* und ihre Mutter. Die beiden sitzen im Wohnzimmer und sehen die letzten Minuten der Fernsehübertragung aus der Mitropoleus an. Nach der langen Osternacht in der großen Basilika am Fuß der Akropolis richten sich die Kameras auf den neuen, kleinen Staatspräsidenten, der die Treppen hinunter zu seiner *majiritsa*, der Ostersuppe, eilt. So, als hätten sie das Duftfern-

sehen schon erfunden, bemerkt sie plötzlich den ekelhaften Geruch der Innereien von Lamm und Ziege aus der Küche. Eleni legt ihrer Mutter den Arm um die mageren Schultern.

„Heute ist Ostern, Mama!“

„Ja, ich weiß.“

Ihre Mutter ist krank. Einmal war Eleni während der Semesterferien zu Besuch, und ihr fiel auf, wie ihre Mutter Strickmuster und Wörter vertauschte. Mitten in einem Zopfmuster wechselte sie plötzlich zu dicken Rauten, statt Telefon sagte sie Telegramm. Außer Eleni achtete niemand darauf, und als sie wieder in London war, hatte sie es selbst wieder vergessen. Sie hatte genug mit ihrem Studium, Frances und der Londoner Freiheit zu tun. Hier wollte niemand irgendwo hingebracht werden, es gab keine Familienfeste, niemand verlangte, sie solle den Sonntagvormittag mit langwierigen Essensvorbereitungen in der Küche verbringen. Frances war Vegetarierin und warf alles, was sie auf den Gemüsemärkten in Southeast London fand, einfach ungeschält in einen Wok und rührte ein paarmal um.

Bei ihrem nächsten Besuch in Athen hatte sie ihre Mutter zu einem Arzt gebracht, der unzählige Tests machte. Schließlich war er sicher. Sie hatte die Alzheimersche Krankheit und war längst über das Anfangsstadium hinaus, in dem man versuchen kann, den Stoffwechsel des Gehirns mit Medikamenten zu verbessern.

Dann hatte sie ihr Studium in London beendet und suchte Arbeit. Ihr Vater rief nicht mehr unregelmäßig, sondern jeden Samstag in der Charing Cross Road Nummer 12 an. „Komm nach Hause.“ Jeden Samstag Punkt elf. „Komm nach Hause, Eleni!“

Mit jedem Samstag wurde er wütender, und schließlich hörte er auf, Geld zu schicken. Sie wurde immer verzweifelter. Arbeit konnte sie nicht finden und die Bitten ihres Vaters hatten sich längst in wüste Drohungen verwandelt. Frances dachte nicht daran, an das andere Ende von Europa zu ziehen. Ihre Freundin kam später als sonst von der Arbeit zurück, telefonierte viel und schloß dabei die Tür hinter sich. Oder vielleicht hatte Eleni selbst damit angefangen, sich

von ihr zurückzuziehen und sich innerlich schon wieder auf ein Leben in Griechenland eingestellt. Wer wußte das schon.

Nach einigen erfolglosen Monaten, in denen sie immer reizbarer wurde, kaufte Eleni das Flugticket. In Athen fand sie sofort eine interessante Stelle in einer neuen Consulting-Firma, die sie weiterbringen würde.

Einen Monat später zog Frances neue Freundin in die Charing Cross Road Nummer 12 ein.

Elenis Bruder steckt den Kopf in die große Küche, in der sie normalerweise essen, und versucht wie immer, durch besondere Wünsche auf sich aufmerksam zu machen. Ja, wenn Stefanos wieder zur Uni ginge und eines Tages mit einem ausländischen Diplom heimkäme, dann würden sie ihm alle zu Füßen liegen. Ihr Vater würde ihm sicher eine Wohnung schenken. Mindestens aber ein Auto.

Ihr Diplom hat er kaum angesehen. Von ihr wird nichts erwartet, als sich um ihre kranke Mutter zu kümmern. Eine Aufgabe, die sie schlecht erfüllt, das finden alle, weil sie es im Gegensatz zu Stefanos vorzieht, sich selbst zu ernähren.

„*Christos anesti!* Christus ist auferstanden!“ brummt Xenophon Maniatis am Kopfende des Wohnzimmertisches. Es ist nach Mitternacht, und ihre Familie blinzelt in die ungewohnte Helligkeit der strahlenden Kristalllüster. Ihr Vater ist ein großer, weißhaariger Mann mit zerklüftetem Gesicht, der ihr fremd geworden ist, seitdem sie keine wöchentlichen Telefonate mehr führen. Nachdem er Brot verteilt und Weingläser gefüllt hat, hält er seinem Sohn, der wie immer rechts neben ihm sitzt, ein Ei mit der flachen Seite hin. Am Großen Donnerstag hat sie nach der Arbeit bis spät in die Nacht fünfzig Stück gefärbt. Am Ende war die Hälfte blaßrosa statt blutrot, und sie mußte die Prozedur wiederholen.

„Steinhart, Eleni“, grinst ihr Bruder über seinen Sieg und haut sein Ei mit Wucht auf den Tisch.

Seit ihrer Rückkehr aus London ist sie mit Röntgenaugen ausgestattet. Dinge, die sie früher nie bemerkt hat, drängen sich auf wie

grelle Neonreklamen: Die Stimme der *yiayia*, die einen zögernden Klang bekommt, wenn sie mit ihrem ältesten Sohn spricht. Stefanos, der Eleni früher immer von der Schmutzigkeit des Geldes überzeugen wollte (weil er nie welches besitzt), scheint plötzlich nur noch Augen für das Bündel Scheine in der Brusttasche ihres Vaters zu haben. Und ihr Vater? Er ist um nichts weiter als seine Bequemlichkeit besorgt, deshalb hat er seine Tochter nach Athen zurückgeholt. Die Krankheit ihrer Mutter ignoriert er einfach. Auch an diesem Abend schickt er sie in die Küche, aus der sie ihm ein Glas Wasser bringen soll.

Eleni sieht, wie bereitwillig ihre Mutter aufsteht, und spürt einen scharfen Stich. Am Eingang zum Flur muß Frau Maniati einen Moment überlegen, schlägt aber die richtige Richtung ein. Sie bleibt lange weg, und Eleni zwingt sich, währenddessen ruhig sitzen zu bleiben. Als ihre Mutter endlich zurückkommt, stellt sie einen kleinen Teller neben dem ihres Vaters ab.

Manchmal wird er wütend. Heute, an Ostern, deutet er nur kauend auf sein Weinglas und brummt: „Das. Mit Wasser.“

Eleni steht auf, führt ihre Mutter zu ihrem Platz und bringt ihm das Glas.

Stefanos überspielt solche Szenen auf seine Weise. Er hat die Fernbedienung des riesigen Fernsehers genommen und schaltet schnell durch die Kanäle. Ab und zu streicht er sich wie eine Frau mit beiden Händen lange Haarsträhnen hinter die Ohren, damit er besser sehen kann. Eleni würgt noch einen Löffel *majiritsa* hinunter und schält ein Ei für ihre Mutter, damit nicht auffällt, wie wenig sie von der verhaßten Suppe ißt. Ab und zu läßt sie Fleischbröckchen unter den Tisch fallen, wo die kleine Negrita eifrig ihre Runden dreht, froh, daß die Fastenzeit vorüber ist.

Später kommen Onkel und Tanten, bringen steinhartes Ostergebäck, noch mehr polierte, rote Marmorkugeln, und man bespricht Einzelheiten für das Lammessen am nächsten Tag. Als sie gegangen sind, ist es drei. Zu spät, um in ihre Wohnung zu fahren, deshalb bleibt Eleni hier und schläft in ihrem alten Zimmer.

Seit sie in drei aufeinanderfolgenden Nächten Kisten und Kartons mit ihren Sachen vollgepackt und alles in die neue Wohnung gebracht hat, sind die weißlackierten Schranktüren in ihrem Kinderzimmer nichts als Fassade. So machen es alle. Sie verlassen ihr Elternhaus wie Verbrecher auf Zehenspitzen und lassen das meiste unverändert. Bücher stehen wie immer in dichten Reihen in den Regalen, Bilder hängen wie immer an den Wänden, Fotos von Schulausflügen und den Ferien auf den Inseln stehen gerahmt vor den Büchern. Sie nimmt einen der Rahmen in die Hand. Auf dem Foto hält eine junge blonde Frau in roten Shorts mit triumphierendem Gesichtsausdruck das Ruder eines Fischerboots fest.

„Ist sie Deutsche?“ hatte Aphrodite gefragt, als sie einmal hier war.

„Ja. Das ist Nico.“

An Nico hat sie oft gedacht, seitdem Aphrodite so viel von Deutschland erzählt. Sie hat schon mehrmals versucht, sie in Deutschland anzurufen, aber niemand meldete sich. Eleni stellt das Foto auf den Nachttisch, damit sie nicht vergißt, es mit in die neue Wohnung zu nehmen.

In dieser Nacht hat sie einen wirren Traum, in dem sich alles vermischt. Auf einer Fahrt kreuz und quer durch das Londoner U-Bahnnetz versinkt sie in den weinroten Plüschbänken der Züge, hört von fern ihre Räder in den Kurven kreischen, sieht rote Funken zischend zersprühen, fährt in gelblich gekachelte Katakomben mit weißen Neonspuren. Im Abteil sitzt eine alte Dame mit geblütem Hut, die mit abgewandtem Gesicht eine Teetasse in der behandschuhten Hand hält. Sie plaudert mit einer Frau in roten Shorts, die in Fahrtrichtung auf der gegenüberliegenden Seite sitzt. Eleni kann auch ihr Gesicht nicht erkennen. Sie überfliegt die kleinen Reklame tafeln, die in englischen Zügen über den Abteifenstern hängen, und erschrickt heftig, als sich das Gesicht der alten Frau plötzlich in der Scheibe spiegelt. Es ist ihre Großmutter, unverkennbar, mit der sanft nach unten gewölbten Nase. Sie winkt Eleni zu und ist plötzlich in den Wolken verschwunden.

Waterloo, Westminster, Charing Cross, Leicester Square. Der Zug rattert über eine Eisenbrücke, durch deren schmutzige Streben man die braune Themse sieht. Von der Abteildecke baumeln rotglühende Lämpchen, die sich immer heftiger bewegen, Rauch verströmen und länger werden, bis sie wie kleine Abrißbirnen ausschlagen.

Ein Pfiff ertönt. Eleni reißt die Augen auf. Ihr Mund ist wie mit grobem Sandpapier ausgelegt. Wenn es draußen windig ist, heulen überall in Athen die Autoalarmanlagen, deren dumme Sensoren eine Brise nicht von einem Autodieb unterscheiden können. Sie bleibt eine Weile so liegen. Dann sieht sie nach, wie spät es ist. Erst sechs. In einem plötzlichen Entschluß holt sie das Telefon aus dem Wohnzimmer und stöpselt es neben ihrem Bett ein. Es klickt ein paarmal, als sie die lange Nummer wählt, die sie immer noch auswendig kennt. Endlich kommt ein Pfeifton, dann das Freizeichen. Sie betrachtet die weißen Schranktüren und fixiert beinahe erschrocken einen Punkt, als wirklich jemand abnimmt und laut und deutlich „Hallo?“ sagt.

Eleni lauscht, ohne zu atmen. Dann legt sie so vorsichtig auf wie jemand, der Angst hat, sich durch eine falsche Bewegung zu verraten.